

In: Zeitschrift für medizinische Ethik, 47,2001: 153-164

Nach der Katastrophe: Gegafft und nichts gesehen, geholfen und nichts heil?
Zur praktischen Ethik extremen Verhaltens

Wolf R. Dombrowsky

Probehandeln: Die Welt im Kopf

Die ungefährlichste Form menschlichen Erlebens ist das Zuschauen: Sehen, ohne Handeln zu müssen. Darin steckt, mehr noch als beim lerntheoretisch bedeutsamen Zusammenhang von Sehen und Einsehen, der evolutionäre Selektionsvorteil eines ungefährdeten Dabeisein-Können. Dieter Claessens (1980; 1970) hat auf die soziale Bedeutung dieser Distanzierungschance hingewiesen: Man ist sehend dabei, aber doch auf sicherer Distanz. Zugleich ermöglicht der innere Wechsel zwischen Sehen und Vorstellen, Wegsehen und Projizieren ein Probehandeln im gedanklichen Selbstversuch: „Was machte ich denn in dieser Lage?“

Indem man Distanz ohne Ortsveränderung bewerkstelligen kann, läßt sich die Welt vom Leibe halten, ohne fliehen oder kämpfen zu müssen. Darüber gewinnen wir auch im wirklichen Leben ordnungstiftende Souveränität. Das wechselvolle Hin- und Wegschauen bei dem, was Anderen widerfährt, ist dafür ein ideales Übungsfeld; auf ihm läßt sich die Zerbrechlichkeit fremder wie der eigenen Existenz erahnen und zugleich eine Vorstellung von Handlungsoptionen entwickeln.

Das ganze Aristotelische Theater läßt sich auf diese Weise interpretieren: Es projiziert Bilder von Möglichkeiten, von "Richtigem" und "Falschem", wie auch von "anderem" Leben, durch die sich die Zuschauer berühren lassen. Sie identifizieren sich, wehren sich, sie erschrecken, sie erschauern (auch darin steckt "schauen"), sie lachen und weinen, sie sind bewegt. Alle Kulturen kennen kultische, religiöse, weltliche Schauspiele und Spektakel, durch die das Publikum sowohl mit Mores und Leges, als auch mit "Abweichung" konfrontiert wird und auf die es in offener (Applaus & Buh) wie innerer Zwiesprache reagieren kann. Lange vor Film und Fernsehen haben Theater und Schauspiel den Zuschauer in Spiegelbilder von Schicksalen schauen lassen und Modelle der Schicksalsgestaltung offeriert, um darüber das eigene Leben reflektieren und das eigene Handeln in Betracht ziehen zu lassen. Auf diese Weise haben Menschen seit jeher "gegafft", also mit vor Staunen offenen Mündern auf das gestarrt, was Niklas Luhmann (1990:59ff.) "Kontingenz" nennt: Darauf, daß ganz anderes möglich und alles andere auch der Fall sein könnte.

Kontingenz: Im Extrem sowieso

Was eignete sich für die Repräsentation von Kontingenz besser, als die Katastrophe? Bei Millionen Urlaubsflügen repräsentiert "Birgenair" den Fall, den niemand will, aber doch sein könnte. Als anonyme Darsteller vergegenwärtigen die Opfer den Nichtbetroffenen, daß das Leben jederzeit eine andere Wendung nehmen kann. Wer die Beobachter beim Beobachten von Unfällen und Katastrophen beobachtet (statt sie ohne Federlesen als perverse Gaffer zu denunzieren), der wird viele Anzeichen für diese Ambivalenz, diese Wechselbäder aus

Distanzierung und Engagement (vgl. Elias, 1987) erkennen können. Wenn z.B. beim Fahrradunfall eines kleinen Jungen gesagt wird: "Oh Gott, oh Gott, ich darf gar nicht dran denken, - wenn das meiner wäre!", und sich dabei die Fingernägel in die Handflächen bohren, daß die Knöchel ganz weiß werden, dann spürt man, daß hier nicht gegafft wird, sondern sich ein Mensch mit einer Situation auseinandersetzt, die ihn zutiefst erschreckt und die er dennoch nicht verdrängt, sondern in die er sich, ganz wie im aristotelischen Theater, hineinversetzt, um sich ein eigenes Bild, eine Projektion, davon zu machen, wie man sich wohl verhielte, wenn es das eigene Schicksal wäre. Zugleich aber handelt es sich um ein Hineinversetzen, das die Kontrolle nicht verlieren will. So wie sich viele bei gruseligen oder blutrünstigen Szenen dem Sog durch distanzierende Beruhigungen entreißen ("... ist doch nur ein Film!"; "... ist doch nur Ketchup!") oder einfach die Augen schließen, so wird auch bei realen Dramen versucht, sich in Distanz zum Furchtbaren zu bringen. Sätze wie: "Das darf doch nicht wahr sein!", "Das ist doch nicht möglich", oder "Das glaube ich einfach nicht!", werden von Opfern wie Zuschauern am häufigsten gebraucht.

Von hier aus wird verständlich, warum sich Katastrophe und Katastrophendarstellungen, oder auf generellem Niveau, Wirklichkeit und Bild, so ähneln und zugleich so fern sind. Die Darstellung bringt unsere elementaren Gefühle auch dann zum Schwingen, wenn das Dargestellte weder die Wirklichkeit *ist*, noch der Realität entspricht. Die meisten Katastrophenfilme bedürfen gar keiner Katastrophe, um große Gefühle hervor zu rufen. Zumeist werden die Katastrophen nur als Katalysatoren benutzt, die die ohnehin vorhandenen Konflikte und Affekte zwischen den Handelnden nur beschleunigen oder verstärken. Wenige Katastrophenfilme verdienen den Namen. Der Film „Alive“ („Überleben“, USA 1992, Regie Frank Marshall) gehört zu dieser Kategorie; er schildert die wahre Geschichte eines Flugzeugabsturzes in den Anden im Oktober 1972, bei dem die Überlebenden über 90 Tage bis zur Rettung ausharren mußten. Dort ist die Katastrophe Grund und Bedingung allen Entscheidens und Handelns, die Konflikte und Affekte der Handelnden müssen ihr, um überleben zu können, nachgeordnet werden. Gute Katastrophenfilme ermöglichen genau diesen doppelten Distanzierungsprozeß hin zu einem doppelten Probehandeln, bei dem das Affektive unter Kontrolle und die harten Fakten des Situativen so rational wie möglich kalkuliert werden müssen. Die schlechten Bebilderungen von Unfall und Katastrophe wühlen dagegen nur auf, stimulieren das Affektive und überhöhen es mit allen Mitteln der Ästhetisierung: *l'art pour l'art*, reiner *thrill*.

Die Katastrophe der Medien, vornehmlich des Kinos, ist opulent, Rausch der Farben und Klänge, gesteigert durch Schnitte und Effekte, insbesondere der Zeitlupe und der Großaufnahme. Die wahren Dramen des Alltags riechen und schmecken ganz anders, sie sehen ganz anders aus und sie laufen ganz anders ab. Die Hyperästhetik der Darstellungen anästhesiert das authentische Fühlen und erzeugt eine Seelenleere, die mit jedem pyrotechnischen Feuerwerk sehnsuchtsvoller zu Bewußtsein kommt. Der Wunsch bahnt sich nach vorn, einmal sehen zu wollen, wie es *wirklich* ist und mehr zu fühlen, als die Realität eines Kinossessels oder einer vom Lokalredakteur aufgeblähten dpa-Nachricht.

Authentizität: Ganz nah dabei sein?

Sehen, wie es wirklich ist - wann könnte man es unverstellter als in jenen Momenten, in denen die Kontrolle verloren geht und Menschen die Beherrschung verlieren - ihre eigene wie auch die über ihre äußere Welt? Nach Untersuchungen der Bundesanstalt für das Straßenwesen (BASt

1986; 1990; 1991; 1992) kommen auf jeden der 2,3 Millionen Verkehrsunfälle pro Jahr zwischen 16 und 26 Zuschauer. Bei Brandfällen, sogar zwischen Mitternacht und Morgen, ballen sich die Zuschauer, hängen sich Schaulustige wie Kletten an die Einsatzfahrzeuge. Den Untergang der "Herald of Free Enterprise" am 06. März 1987 in der Hafenausfahrt von Zeebrügge, bei dem 134 Menschen den Tode fanden, besuchten in den darauf folgenden zwei Wochen mehr als 150.000 "Katastrophen-Touristen". Deutsche Busunternehmen boten Kaffeefahrten zum Unglücksort an. Der Tanklastwagen-Unfall in Herborn, der am 07. Juli 1987 sechs Häuser in Schutt und Asche legte, animierte allein in den ersten drei Wochen nach dem Unfall rund 100.000 Menschen zu einem Trümmerrundgang. An Wochenenden brachten, wie in und um Zeebrügge, die einströmenden "Katastrophen-Touristen" den Verkehr zum Zusammenbruch (vgl. Crainer, 1993). In Köln, während des Rheinhochwassers zur Jahreswende 1993/94, pilgerten an den Wochenenden Zehntausende und an jedem Wochentag Tausende in Richtung Altstadt. Die Stelzenwege für die betroffenen Anwohner brachen an manchen Stellen unter der Last der Schaulustigen zusammen, ganz besonders dort, wo man Opfern in die überflutete Wohnstube schauen konnte. Pfiffige Bootsbesitzer boten gegen Bares Rundfahrten durch's Katastrophengebiet an, in Koblenz verlorste ein lokaler Sender Schnorcheltouren für ganz Mutige.

Die Einsatzkräfte von Polizei, Feuerwehr, Rettungsdiensten und Katastrophenschutz sprechen inzwischen von einer neuen Qualität des Umgangs mit Extremereignissen (vgl. "Messer im Wasser...", 1994). Es gehe nicht mehr nur um Neugier und Sensationslust und um Unbedarfte, die Zufahrtswege zuparken und behindernd im Wege stehen. Immer häufiger gehe es um Zuschauer, die in den Gang der Dinge eingriffen - jedoch nicht etwa um zu helfen: So wurden während der Flußhochwässer an Rhein und Neckar 1993 an verschiedenen Stellen Sandsäcke herausgezogen und Spundwände gelockert, wurde in lawinengefährdeten Gebieten mit Schneebällen und Steinen geworfen, wurde am Kamm eines absturzgefährdeten Hanges bei Kröv an der Mosel durch Springen und Lostreten von Erdbrocken versucht, den Absturz auszulösen. (Am 23.05.1992 ist der Hang dann aus Sicherheitsgründen durch gezielte Sprengung zum Abrutsch gebracht worden.)

Woraus besteht nun diese neue Qualität? Auf der einen Seite in einem sprunghaften Anwachsen des Zuschauens selbst, bis hin zu eigenständigen Ausdrucks- und Organisationsformen (vgl. Opaschowski 1995). Nicht nur nach Zeebrügge wurden kommerzielle Ausflugsfahrten angeboten, sondern auch zu gestrandeten Walen an die Ostsee, zum havarierten Holzfrachter „Pallas“ und, neben vielen weiteren „Highlights“, zum Ausbruch des Ätna im Dezember 1991, bei dem italienische Pioniere und die US-Marine mit Sprengungen und Zementblöcken versuchten, die Lavamassen in ein unbewohntes Tal umzuleiten. Zahlreiche Katastrophen wurden zu dauerhaften touristischen Attraktionen, wie z.B. die Eruption von Mount St. Helen im US-Staat Washington. Sie führte zu einem „Disaster-Monument-Parc“, der jährlich Hunderttausende anlockt und der Region ein stabiles Wirtschaftswachstum bescherte, zu einem 3-D-Kino in Seattle, das ausschließlich den Vulkanausbruch zeigt, sowie zu einer „Devotionalien-Industrie“, die vom „Mt.St. Helen-Eruption“-T-Shirt bis zu kleinen Glasamphoren mit „Helen´s Ashes“ alles bietet, was dem Katastrophenlieb und teuer ist.

Die andere Seite der neuen Qualität besteht in einer Veränderung des Verhaltens selbst. Noch handelt es sich dabei um Ausnahmefälle, um Wenige, die die Rolle des Zuschauens und Vorstellens, auch des Nachstellens (im doppelten Sinne als nacherlebend Vorstellende und als hinterher Jagende) ablegen und als Täter ins Geschehen eingreifen. Gleichwohl lassen sich an ihnen die Grundzüge der Veränderung erkennen. Es geht dabei nicht mehr um ein möglichst

authentisches Dabei-Sein oder um den möglichst unverstellten Zugewinn von Vorstellungskraft, auch geht es nicht mehr nur um die Teilhabe am Außergewöhnlichen, Nichtalltäglichen, wie es Michael Balint (1972) als "Thrill" beschrieben hat, sondern es geht um den Thrill selbst, genauer noch, um die Herstellung des Ichs durch Thrills.

Thrill-Seeking

"To be somebody" formuliert den zentralen Schlüsselsatz des amerikanischen Traums und die Programmatik der Identitätsbildung und -erhaltung schlechthin. In Arthur Millers "Der Tod des Handlungsreisenden" (1949) wird er ebenso bemüht wie in *soap operas*. Kunst wie Kitsch reflektieren gleichermaßen, was Menschen am wenigsten sein wollen: Ein Niemand, ein Nichts, eine Null. Wahrgenommenwerden ist folglich Bedingung der Existenz, zugleich ihres sie erst konstituierenden Wirkens. Jedes auf Wahrnehmung und mehr noch auf Beachtung zielende Wirksamwerden muss den Durchschnitt durchstoßen und damit konsequenterweise anstoßen – an die eigenen Grenzen wie an die Grenzen des längst Gefügten und all der anderen Mitwirkenden – letztlich auf Konkurrenz und Tradition, weshalb Anstöße schnell anstößig wirken und Grenzüberschreitungen die nach- und eindrucklichsten Erfahrungen hervorrufen. Im radikalsten Sinne gilt dies für den Tod. Ihm ein Schnippchen zu schlagen, läßt die eigene Existenz am stärksten fühlen. Bungee-Jumping, U-Bahn-Surfen, Free-Climbing und andere Extremsportarten machen dieses Schnippchen verfügbar (vgl. Le Breton, 1995; Knobbe, 2001) Die Konfrontation mit dem (zumindest potentiell möglichen) Tod verschmilzt den Thrill mit existentieller Authentizität: Thrill ergo sum

Nochmals verändern sich die Bedingungen des Wahrgenommenwerdens und damit die Chancen auf überdurchschnittliche Identität in einer zunehmend medial vermittelten Welt. Dort wird nur wirklich, wer in und über die Medien wirksam wird (vgl. Türcke, 1994). In die Medien aber gelangt nur, wer überdurchschnittlich auffällt oder sich extrem nahe kommen läßt - in Talk-, Lifestyle- und Sexshows, als Opfer, Täter oder Hinterbliebener von Unfällen, Katastrophen und Gewalttaten (vgl. Graaf, 1992; Schrep, 1996), schließlich live bei allen intimen Verrichtungen, bei Krankheit, Alter und Tod, beim Autounfall, bei der Verfolgungsjagd, bei Straftaten oder sogar beim Töten (vgl. Gehrman/Kostede, 1993; Nordhausen/v. Billerbeck, 1993; Buch, 1995).

Pietät - das vormoderne Verhaltensideal

Zumindest bislang galt es als unmoralisch, bei extremer Nähe zuzuschauen. Für die Nicht-Gaffer, sozusagen die übrig gebliebenen „moralisch Korrekten“, repräsentiert das Wort "Pietät" den kategorischen Imperativ. Wo das Leben seinen sozialen Umhüllungen enträt, unverhüllt und somit ungeschützt zum Vorschein kommt, soll, so die sozial korrekte Konvention, die Gegenseite in Verantwortung eintreten und aus Ehrfurcht, Respekt und Rücksichtnahme, vielleicht auch aus Scham und Schicklichkeit, schützend den Blick von selber senken. Insofern ist der moralische Impetus wider das Gaffen zuvörderst ein sozialer Schutzmechanismus: Die Entblößten werden nicht auch noch bloßgestellt, weil die Blöße ihre *soziale* Verhüllung findet. Anscheinend aber schwindet die normative Bindekraft von "Pietät", wird die soziale Übereinkunft zur wechselseitigen sozialen Abschirmung brüchig. Was hat sich verändert und was tritt an dessen Stelle?

Ganz offensichtlich treten die Gaffenden nicht mehr in ihre soziale Verantwortung ein: Entblößtes findet nicht mehr unter allen Bedingungen eine soziale Verhüllung. Insofern scheinen Ehrfurcht, Respekt und Rücksichtnahme vor dem Nächsten keine zentrale Rolle mehr zu spielen. Dem entsprechen allerdings Veränderungen auf der Gegenseite: Die Entblößten entblößen sich selbst, willentlich, oft genug ohne Anzeichen von Skrupel, insbesondere im Rausch einer (ver)lockenden Berühmtheit, wie sie das medial inszenierte öffentliche Wahrgenommenwerden in Aussicht stellt. Die öffentliche Inszenierung des Privaten (und Privatesten) hatte die Entblößung bereits in Sendeformate ausdifferenziert, lange bevor den Beteiligten, den aktiven wie passiven, die Scheidung in Entblößtwerden und Entblößen in aller Konsequenz bewußt wurde.

Tatsächlich änderte die Scheidung in Selbstentblößung und Entblößt-Werden die Geschäftsgrundlage ehemals pietätvoller "Sozialpartnerschaft". Angesichts eines täglich anschwellenden Selbstentblößungsandrangs muß Pietät als soziale Generalmobilmachung zur Verhüllung aller Blößen wie ein vorgestriger Fundamentalmoralismus erscheinen und somit schlicht lächerlich werden. Angemessener erscheint da die klassische Maxime: „hic Rhodus, hic salta!“ Wer sich bis zum letzten entblößt, um bis zur Spitze medialen Wahrgenommenwerdens zu gelangen, der soll auch damit klarkommen - ansonsten: Pech gehabt!

Schaut man genauer hin, läßt sich die Integration des Marktkalküls im Privaten erkennen: Die Entblößten entblößten sich um einer öffentlichen Identität willen, die sie dann auch privat zu mehr macht, als sie vorher je waren oder im Privaten je hätten werden können. Manchen gelingt dabei die Transformation ihrer privaten Blöße in Image (Verona Feldbusch oder "Zlatko" mögen hier jeweils Pate stehen), andere bleiben die bloße Trägersubstanz des kollektiv konsumierten "Thrills" individuell dargebotener Selbstentblößung. Die Zuschauer wohnen diesen Selbstverwüstungen mit dem gleichen Vergnügen bei wie Millionärs-Ratespielen. Und wie es dort nicht um Wissen, schon gar nicht um Bildung geht, sondern ums Zocken, also das mühelose Reichwerden, so geht es bei der Selbstentblößung auch nicht um Intimität oder gar Identität, sondern ums anstrengungslose „Jemand-Bekommen“ durch Berühmt-Werden.

Für die Zuschauer ist die Blöße des medialen Gegenüber der Grund des Hinsehens, wird Hinschauen zum probaten Mittel, um erblicken zu können, was im Alltag noch verborgen bleibt, verborgen wird oder Verbergung findet. Das sich gleichwohl für alle und alsbald auch im Alltag Verändernde wird über die Zuspitzung der Zweck-Mittel-Relation erkennbar: Wenn Hinschauen das Mittel ist, mit dem sich der Grund des Hinschauens nicht nur erhalten, sondern steigern läßt, dann wird aus der dargebotenen Entblößung eine beabsichtigte und gewollte soziale Bloßstellung. Stefan Raab's "TV total" bedient sich exakt dieses Mittels und ping-pongt es zur allgemeinen Verfügbarkeit in den Alltag zum allgemein verfügbaren Spielmaterial. Ob sich die Hinschauenden dessen bewußt sind oder nicht, in jedem Falle ist das Hinschauen bereits die Veränderung der sozialen Dynamik selbst. Das Hinschauen macht die soziale Bloßstellung zum Zweck, weil umgekehrt das Wegschauen die reale Entblößung der Wahrnehmung entzöge und dadurch soziale Verhüllung bezweckte (also Stefan Raab, um beim Beispiel zu bleiben, alleingelassen über seine eigenen Witze lachte). So gesehen ist Hinschauen keineswegs nur Anschauen. Es ist vielmehr soziales Handeln im Weberschen Sinne (Weber 1972:1), ein auf das Verhalten anderer bezogenes, daran orientiertes aktives Tun, - im angesprochenen Falle willentliches Entblößen, Gegenteil von Schutz, folglich: Attacke. Nirgendwo wird diese aggressive Seite deutlicher als bei den Raabschen Entblösungen. Sie verschmelzen durch die von Raab betriebene Meta-Entblößung das Selbstentblößen seiner Opfer mit einem nochmaligen

Entblößtwerden und überführen es in öffentliche Bloßstellung. Aus dem gewollten „Jemand-Werden“ durch „Berühmt-Bekommen“ wird Peinlichkeit und Schadenfreude.

Die Radikalisierung der sozialen Positionen tritt damit unverstellt zutage. Das Hinschauen stellt eine Entscheidung gegen das Wegschauen und, im sozialen Sinne, gegen das Beschützen des (ins Peinliche gerückten) Nächsten dar. Die Verweigerung von Beistand erscheint desto verwerflicher, je stärker die Betroffenen von der Fähigkeit zur Notwehr entblößt wurden. Vielleicht gelingt noch die Fesselung des fremden Blicks durch die Bannkraft festen Zurückblickens; im schlimmsten Falle aber kann die Blickattacke nicht mehr aus eigener Kraft bekämpft, nicht mehr abgewehrt werden. Was bleibt, ist das zu tun, was der Andere tun müßte: den Blick zu senken. Doch dieses Senken ist kein Schutz, sondern bedingungslose Kapitulation, ein Sich-Dreinschicken ins Unabwendbare, letzte Selbstabschließung beim Verzehrtwerden. An dieser Stelle beginnt ein feindseliges, die Würde raubendes, Schutz verweigerndes, bloßstellendes Entblößen und damit eine Kriegserklärung an Sozialität. Somit wäre zu fragen, was die Brutalität eines durch keine Geste verfriedlichten Draufschauens attraktiver macht, als eine Verfriedlichung des Blicks zu mitfühlender Nähe und pietätvollem Ablassen?

Vom unsozialen Gaffen zum sozialen Hinsehen

Aus der Anthropologie ist der Zusammenhang von Sehen und Einsehen seit langem bekannt-. Arnold Gehlen (1974:55) charakterisierte den Menschen als bildbedürftig, ja geradezu bildersüchtig, weil Welt anders überhaupt nicht zu haben ist als über Projektionen. Was sich der Mensch nicht vorstellen kann, wird nicht real und bleibt nicht real. Vorstellungsvermögen und Erinnerung machen das Wesen des Individuum aus und ermöglichen zugleich die Fähigkeit zur Gesellung, zur Gattung für sich. Jedes Vorgestellte gewinnt nämlich nur Realität, indem es sozial wird. So wie es zum räumlichen Sehen zweier Augen bedarf, so bedarf es zum sozialen Einsehen des oder der Anderen. Nur durch den Abgleich mit den Bildern, die sich andere gemacht haben, gewinnen die eigenen Bilder zunehmend Konkretion und Gestalt, auch erst die Zustimmung, die sie zu ihrer Realisierung benötigen. Wir werden für uns, indem wir uns unsere Vorstellungen mitteilen, an ihnen Teil haben lassen.

Dass auch anderes möglich ist, verdeutlicht eine Extremposition des Zuschauens, der "Spanner". Er will teilhaben, ohne zu teilen. Was aber wäre der Spanner, wenn er die Anstrengung des verborgenen Schauens aufgeben müßte? Mit Robert K. Merton (1968) ließe sich annehmen, daß die Aufgabe von Deckung entweder Konformität im Sinne einer Aufgabe der Neigung erforderte oder aber grundsätzlich veränderte Strategien der Befriedigungserlangung. Nach Merton wäre dann eine Transformation in "Ritualismus" möglich, z.B. als regelmäßiger Gang in die Peepshow (oder zu TV-Sex-Shows wie "Peep!" oder „Wahre Liebe“). Dazu allerdings müßte Schaulust so unter Kontrolle gebracht werden, daß sie normkonform befriedigt werden kann. Auch "Rebellion", z.B. als Coming-Out und aktiver Kampf um das Recht auf Spannen wäre möglich, doch erforderte dies die Transformation einer relativ unterkomplexen Triebfigur in hochkomplexe Interaktivität bis in den öffentlichen und politischen Raum. Und schließlich wäre "Innovation" möglich, also die Entwicklung neuer, noch nicht institutionalisierter Mittel zur Befriedigung von Schaulust, mit dem Risiko, Normkonflikte auszulösen, die Institutionalisierung nicht zu erreichen und damit verschärfte Sanktionen als besonders perfider Spanner auszulösen.

Überträgt man den Mertonschen Ansatz auf das Zuschauen bei ungewollt eingetretenen Entblößungen, z.B. bei Unfällen oder Katastrophen, so wird schnell offenkundig, warum die bisher als Chance beschriebene Möglichkeit zum Nahsein, zu Sozialität, gerade nicht als Chance wahrgenommen wird. Sie zu ergreifen bedeutete, sich ähnlicher Mühen unterziehen zu müssen, wie der "Spanner", der die Deckung verläßt. Ohne Deckung ist er gezwungen, situative "Deckungs"modi zu entwickeln, also die äußere Deckung (Gelände, Kleidung, Bebauung) durch soziale Formen zu substituieren. Die Alternativen Mertons zeigen, welche Verhaltenszumutungen (an Selbstkontrolle, Disziplin, Interaktion) dabei auszuhalten wären. Am aufwendigsten ist zweifelsohne die offene, deckungslose Annäherung an das Objekt der Begierde. Ohne Deckung und ohne vorab signalisiertes Einverständnis wird der Zugriff auf eines Anderen Intimität unweigerlich vergewaltigend, oder, weit aufwendiger, zu einer Interaktion, die Einverständnis herbeiführen muß. In jedem Falle müßten ohne Deckung die Hürden der Zulassungsbedingungen zu eines anderen Intimbereich aktiv überwunden werden, statt sie aus der Deckung heraus parasitär zu hintergehen.

Soziale Preise

Wer wirklich vom Sehen zum Einsehen und vom Dabei-Sein zum Nahsein kommen möchte, der muß sich auf eine andere Existenz einlassen: Wer einem anderen in einer Situation größter Entblößung nahekommt und die Hand reicht, wird leicht als Mensch verschlungen und mit einem Schicksal konfrontiert, das, wenn man nicht aufpaßt, bis ins Privatleben durchschlägt und Besitz ergreift. Eine solche Nähe schreckt, sie ist vor allem nicht gewollt, wenn man nur im Spannungsbogen eigener Vorstellungswelten zuschauen möchte. So rüde es klingt, das Problem ist der Andere - nicht im existentialistischen Sinne (*l'enfer c'est l'autre*), wohl aber im interaktiven: Da der andere auch seine Vorstellungen von Welt, vom Leben und von Identität im Kopf und im Herzen trägt, bedeutet ein Einlassen auf den anderen, die eigenen Vorstellungen abgleichen und eine gemeinsam verträgliche Vorstellungswelt entwickeln zu müssen. Viel leichter ist es, jenseits von Abgleich und dabei möglichem Konflikt nur Bildbestände nach Bildbeständen (im Internet, im Kino, in der Peepshow, oder eben als Spanner) abzugleichen, am besten nur nach selbstbestimmter Verfügbarkeit und innerhalb des Horizontes der eigenen Vorurteile.

Identitätsbebilderungen

Das Medium der leichtesten Verfügbarkeit ist das Fernsehen. Channel-Flippen oder "Zapping" ist die gebotene Methode: Gleichzeitigkeit globaler Bildbestände trotz realer Sequenzialität. Gedächtnis, Wunschbilder und Vorstellungskraft führen Regie. In diesem Sinne stellt das Fernsehen das Zentralarchiv für Bebilderung dar. Dem Ausgabegerät "Fernseher" steht das Eingabegerät "Kamera" gegenüber. Auch sie ist ein Distanzierungsapparat, eine technische "Ausschaltung" (Alsberg, 1978) - in diesem Falle des Auges, zumindest des sozialen Auges als „Tor zur Seele“ (vgl. Wulf, 1984). Der Blick durchs Objektiv verändert die Wahrnehmung und mehr noch die Verhaltensweisen. Auf der Jagd nach lohnenden Motiven findet das Ereignis als solches weder Interesse noch Beachtung. Man kümmert sich um gute Aufnahmen und um die richtige Belichtung, nicht um die Schicksale, die man ablichten will. Motivjäger brauchen sich um Pietät und Moral nicht zu kümmern; die Linse vor dem Auge fokussiert aufs Funktionale, nicht auf das Soziale.

Bis zum Verhalten vor Ort strukturieren sich die vormaligen sozialen Balancen um. Der Blick durchs Objektiv beansprucht Unverstelltheit des Motivs. Daraus werden "Sonderrechte" hergeleitet: Die gewöhnliche Höflichkeit, die kleinen Menschen die Chance einräumte, vorn stehen zu dürfen und die so eine Art Ordnung und ein Arrangement der Zuschauenden herstellte, wurde erst durch die professionellen Motivjäger und im Anschluß von den Amateuren zerstört: Das Objektiv beansprucht die erste Reihe. Wenn aber die Kamerawesen alles dürfen, warum soll dann der kameralose Rest zurückstehen? Es dankt niemand und es belohnt niemand. So zerstört der Blick durchs Objektiv nicht nur die traditionelle Sozialordnung des Zuschauens, sondern auch den sozialen Weitwinkel des Auges und bricht Sehen zur Funktionalität technischen Aufzeichnens herunter.

Die Verwandlung des Auges zum Objektiv, von Zuschauen zu Aufzeichnen, läßt die Differenz zwischen dem "vor" und "hinter" der Kamera verschwinden. Das, was zum Bild wird, nimmt der Aufnehmende schon als Bild wahr. Um "gute" Bilder zu bekommen, ist gleichgültig, *was* abgebildet wird, wichtig ist in letzter Konsequenz nur, *wie* es abgebildet wird. Bis hinunter zu den heimischen Diaabenden vom Urlaub läßt sich die Substitution von Inhalt durch Form verfolgen: "Ja, das ist unterbelichtet", "Oh, wie furchtbar, da stimmt aber der Bildausschnitt überhaupt nicht...".

Die Form wird zum Vehikel des Eindrucks, der erzeugt werden soll. Daß der Urlaub "super" war, die Feier "gigantisch", der Brand ein "Inferno". Mit den technisch verfügbaren Möglichkeiten wird das Bild bebildert, das man sich von der Welt macht oder das man über sie erzeugen möchte. Dies ist keineswegs neu, sondern nur die Fortführung des evolutionären Programms von Sehen und Vorstellen, Wahrnehmen, Imaginieren und Antizipieren. Neu ist jedoch, daß durch das Begleitprogramm der Distanzierung vom Anderen und seiner Substitution durch technische Artefakte zunehmend die soziale Korrektur des interaktiven Abgleichs verschwindet und damit Entscheidbarkeit. Das große Palaver, in dem die Beteiligten ihre (Welt)Bilder gegeneinander antreten ließen und, wenn es gutging, in Einklang brachten und wenn es schiefging, erstürmten, ist dem Fernsehen und den Weltbildern per Internet gewichen. Was diese Bilder wem bedeuten, was sie abbilden oder vortäuschen, ist dem Betrachter nicht mehr einsehbar: Bilder ohne sozialen Kontext, ohne Bedeutung.

Im Prozeß der Distanzierung ist Zusehen der wichtigste Distanzierungsmechanismus. Mit ihm läßt sich Einsicht gewinnen und Welt auf Distanz halten. Doch mit fortschreitender Distanz zum Nächsten verlieren die gewonnen Bilder ihren sozialen Kontext und ihren korrigierenden Abgleich. Ein so entbundenes Sehen wird zum selbständigen Instrument, das Freiheit der Anwendung gewährt. Es kann Einsicht vermitteln, Vorstellungen, Imagination und Erkennen, es kann aber auch Bebilderung bleiben, Draufsicht ohne Einsicht. Die modernen Medien, Bildmedien und Fernsehen, zunehmend auch weltweite Netze, als Avantgarde der sozialen Evolution, beschleunigen den Prozeß der Ausschaltung des Anderen. Die fortwährend schneller umgewälzte Bilderflut substituiert die Bilder der Anderen und damit die zumindest noch rudimentär angekoppelten Interaktionsreste. Die leichte Verfügbarkeit aller möglichen Bilder, letztlich die simultane Repräsentation von Welt, macht jeden Anderen zur Bürde. Gegenüber dem Zappen zwischen allen Möglichkeiten und der Komplexitätsreduktion eines "reset" oder Kanalwechsels ist jeder Andere ein Risiko, weil kontingent - ganz anders möglich als erwünscht.

Die Medien unterstützen diese Komplexitätsreduktion, indem sie die Chance bieten, durch die Verwandlung des Ich in ein Bild auch in der Realität „Jemand“ zu werden und zu bleiben. Die menschliche Bildersucht (Gehlen) und ihre Verwertungsagenturen koalieren darin aufs Innigste. Je mehr "action" dabei herauskommt, desto besser für einen Kommerz, der vom Bilderhunger lebt. Dieses Perpetuum Mobile ist nicht zu stoppen, schon gar nicht durch die Mühen eines gegenseitigen Aufeinanderlassens, wie es durch den Weg vom Dabeisein zum Nahsein eröffnet werden könnte. Um wieviel attraktiver mag da die von Marlboro propagierte Abenteuer-tour, diese Thrill-Achterbahn durch den Wilden-Erlebnis-Westen erscheinen, sozusagen als Vorbild für lebenslanges Zuschauen, das überall da kurz reinschaut, wo es etwas "Irres" zu erhaschen gibt, das sich aber mit den Kehrseiten nicht belasten möchte. So erscheint zukünftig ein Zuschauerverhalten als wahrscheinlicher, das einem "drive-by-peeping" ähnelt, denn einem Zuschauen, das seiner eigenen Dynamik inne wird und Distanzierung aufhebt und Sozialität rekonstruiert.

Deshalb bleibt unverbunden, was unbedacht beisammen und zu einem scheint: Jede Katastrophe, auch die fernste noch, berührt im Innersten und lässt fremde Schicksale nahe gehen. Mitleid ist nach wie vor der stärkste emotionale Ausdruck verschwisternder Verbundenheit gegenüber anderer Leid und fremdem Leiden und damit, allgemeiner, Ausdruck von Moral: *So soll es keinem gehen!* Brüderlichkeit, dieses „füreinander Andere“ werden (Nelson 1977:181), ist ohne Leiden mit dem Anderen unmöglich. So blitzt am Mitleid mit dem fernsten Nahegehenden eine Nähe auf, wie sie sonst nur bei Blutsverwandten selbstverständlich ist. Katastrophen, diese rapiden und radikalen Striche durch unser aller Rechnungen, führen uns die Zerbrechlichkeit der Existenz, die *insecuritas humana*, als Anthropologikum vor Augen. Indem wir andere leiden und untergehen sehen, vermögen wir uns im Anderen und die Menschheit in uns zu sehen. Für einen Moment sind alle Menschen Brüder und eine Verwandtschaft wird real, die der besonderen Bindemittel von Blut, Boden, Rasse und Nation nicht bedarf, sie geradezu transzendiert: die Moralverwandtschaft.

Sie aber zerfällt, noch ehe sie die vorgestellte Nähe des medial Nahegebrachten in Einsicht in die Bedingungen verwandeln kann, die andere entblößen und die der sozialen Bedeckung bedürfen. Schon kommt das nächste Bild und degradiert auch das Nahegehende zum Pixel ununterscheidbarer Buntheit. Es kostete unendliche Mühe, sich dem Zusehen zu versagen, um zum Einsehen und vom Nahegegangen zu sozialer Nähe zu gelangen. Da flippen wir doch lieber weiter zur nächsten Entblößungsolympiade, um zu sehen, wer für 15 Minuten berühmt sein darf.

Literatur

Alsberg, P. (1978). *Das Menschheitsrätsel. Versuch einer prinzipiellen Lösung.* Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von D. Claessens. Giessen: Edition Schlot (nach dem Original von 1922)

Balint, M. (1972). *Angstlust und Regression. Beitrag zur psychologischen Typenlehre. Mit einer Studie von Enid Balint.* Reinbek b. Hamburg: Rowohlt

BAST (1986). Kuschinsky, B., Schmiedel, R. & Unterkofler, M. Untersuchungen zum Rettungswesen Bericht Nr. 18: Erste Hilfe in der Bundesrepublik Deutschland. Bremerhaven: Wirtschaftsverlag

BAST (1990). Bierhoff, H.W., Klein, R. & Kramp, P. Untersuchungen zum Rettungswesen Bericht Nr. 27: Hemmschwellen zur Hilfeleistung. Untersuchung der Ursachen und Empfehlungen von Maßnahmen zum Abbau. Bremerhaven: Wirtschaftsverlag

BAST (1991). Garms-Homolová, V., Hein, U. & Schaefer, D. Untersuchungen zum Rettungswesen Bericht Nr. 28: Möglichkeiten zur Verbesserung der Laienhilfe bei Verkehrsunfällen. Bremerhaven: Wirtschaftsverlag

BAST (1992). Puhan, Th. Untersuchungen zum Rettungswesen Bericht Nr. 30: Ablauf von Notfalleinsätzen im Rettungsdienst. Bremerhaven: Wirtschaftsverlag

Buch, H.-C. (1995). "Entfesselt zum Morden", DIE ZEIT Nr. 20 vom 12.05.1995, 13-14

Christen, I. (1995). "Gaffer und Schaulustige", Talk-Sendung, RTL, 14.03.1995, 15.00h

Claessens, D. (1970). Instinkt, Psyche, Geltung. Zur Legitimation menschlichen Verhaltens. Köln, Opladen: Westdt. Vlg.

Claessens, D. (1980). Das Konkrete und das Abstrakte. Soziologische Skizzen zur Anthropologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Craimer, St. (1993). Zebrugge. Learning From Disaster. Lessons in Corporate Responsibility. London: Herald Charitable Trust

Durkheim, E. (1961). Regeln der soziologischen Methode. Neuwied und Berlin: Luchterhand

Elias, N. (1987). Engagement und Distanzierung. Arbeiten zur Wissenssoziologie I, hrsg. und übersetzt von M. Schröter. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Gehlen, A. (1974): Der Mensch. Frankfurt/M.:Athenäum (10. Aufl.)

Gehrmann, W./Kostede, N. (1993). "Fernsehen auf Leben und Tod", DIE ZEIT Nr. 12 vom 19.03.1993:17-20

Graaf, V. (1992). "Echt brutal. Ob Mord oder Katastrophe, US-Amateurfilmer halten drauf. Jetzt kriegen sie ihre eigene Fernsehschau", DIE ZEIT Nr. 33 vom 07.08.1992:55

Kneissler, M. (1992). "Die Lust am Gaffen", STERN 39/92 (17.09.1992):36-40

Knobbe, M. (2001). "Generation Kick", Der Spiegel Nr. 15 (09.04.2001):120

Le Breton, D. (1995). Lust am Risiko. Von Bungee-jumping, U-Bahn-surfen und anderen Arten, das Schicksal herauszufordern. Aus dem Französischen von R. Detobel. Frankfurt/Main: dipa-Verlag (Passions du risque. Paris: Édition Métailié 1991)

Luhmann, N.: Soziologische Aufklärung Bd. 5, Opladen: Westdt. Verlag 1990

Merton, R.K. (1968). "Sozialstruktur und Anomie" (S.283-313), in: Sack, F./König, R. (Hg.): Kriminalsoziologie. Frankfurt: Akad. Verlagsges.

"Messer im Wasser. Weil Katastrophentouristen Rettungsdienste und Polizei immer öfter bei Einsätzen behindern, erwägen Politiker ein Gesetz gegen Gaffer", DER SPIEGEL 44, 1994, 2 (10.01.1994):39

Nelson, B.: Der Ursprung der Moderne. Vergleichende Studien zum Zivilisationsprozess. Übersetzt von M. Bischoff. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977

Nordhausen, F./v. Billerbeck, L. (1993). "Tod eines Schülers", DIE ZEIT Nr. 31 vom 30.07.1993:56

Opaschowski, H.W. (1995). Tourismus. Systematische Einführung, Analysen und Prognosen. Leverkusen: Leske & Budrich

"Optischer Kick. TV-Wettkampf in den USA: Wer hat die besten Hubschrauberbilder von Katastrophen und Verfolgungsjagden?", DER SPIEGEL Nr. 34 vom 22.08.1994:88,91

Schrep, B. (1996). "Mogadischu hat an meiner Seele gezerrt", DER SPIEGEL Nr. 9 vom 26.02.1996:50-64

Türcke, Chr. (1994). "Die Sensations-Gesellschaft", DIE ZEIT Nr. 35 vom 26.08.1994:32

Weber, M. (1972). Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: J.C.B. Mohr (5. Aufl.)

Wulf, Chr. (1984). "Das gefährdete Auge. Ein Kaleidoskop der Geschichte des Sehens" (S. 21-45), in: Kamper, D./Wulf, Chr. (Hg.): Das Schwinden der Sinne. Frankfurt: Suhrkamp